

## **Maja Turowskaja: Laudatio auf Swetlana Alexijewitsch**

Die denkwürdigsten Ablagerungen hinterläßt eine Epoche in den Liedern. Als wir klein waren, fesselten einige Marschzeilen meine kindliche Einbildungskraft: »Kühn ziehn wir in die Schlacht / Für die Sowjetmacht / Und sterben wie ein Mann / Im Kampf alsdann.« Ich stellte mir die Frage: Wenn alle sterben wie ein Mann, wer ist dann noch die »Sowjetmacht«?

Später, in meiner Schulzeit, wurde ein anderes Lied populär: »Ihm befiehlt man: Geh nach Westen. / Ihre Route ostwärts liegt, / Und so ziehn die Komsomolzen / In den Bürgerkrieg.« Er möchte, daß das geliebte Mädchel ihm etwas wünscht: »Und die Liebste wünscht von Herzen / Als zum Abschied sie die Hand reicht: / Wenn dir Tod droht, soll es schnell gehn, / Wenn Verwundung, sei sie leicht.« Heute im Alter begreife ich, daß ein schneller Tod ein Geschenk des Schicksals ist, aber es handelte sich schließlich um Komsomolzen, und mich schockierte, daß die Heimkehr unter den Wünschen an letzter Stelle stand.

Dieser Kult des Todes für eine Sache - für die Revolution, die Heimat, den Triumph des Kommunismus - zog sich durch das gesamte Lied- und Marsch-Repertoire. Gedichte und Lieder nicht über den Tod, sondern über das Leben kamen paradoxerweise während des Krieges auf (»Wart auf mich, ich komm zurück, / Aber warte sehr...«).

Als wir für den Film »*Der gewöhnliche Faschismus*« nazistische Wochenschauen durchsahen, zählten im übrigen auf den rund zwei Millionen Filmmetern pompöse Beerdigungen und Gedenkfeiern zu den beständigsten Motiven.

Der Totenkult ist ein Merkmal totalitärer Regime, in denen der Mensch nur das Baumaterial abgibt für die Utopie - sprich: für das Imperium.

Swetlana Alexijewitschs Bücher sind sehr schreckliche Bücher, die man nicht ohne seelische Erschütterung lesen kann, Bücher über einen unnatürlichen Tod, doch sie sind alle gegen die Mythologie des Thanatos gerichtet und wollen die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Leben lenken, auf ein natürliches Leben nicht in der Mythologie, sondern im Alltäglichen.

Swetlana Alexijewitschs Biographie hat sie sozusagen auf dieses Lebenswerk vorbereitet. Sie wurde 1948 geboren (feiert also dieses Jahr ein Jubiläum), und zwar in einer Familie, aus der seit Generationen Dorflehrer hervorgingen. Wahrscheinlich erklärt das einiges, denn sie gehört dem in unserer Zeit seltenen Volksstamm der Aufklärer an - Aufklärer nicht von Beruf oder gar aus Überzeugung, sondern von Geburt und aus Berufung. Ebenfalls von Geburt ist sie heute, da die Bevölkerung unseres ehemaligen Landes wie sonstiger Länder in ethnischen Gruppen auseinanderdriftet und ethnische Kriege führt, noch in anderer Weise ein Bindeglied: Ihre Mutter ist Ukrainerin, ihr Vater Weißrusse. Sie lebt in Minsk, der Hauptstadt Weißrußlands, jener Unionsrepublik und nun jenes Landes, das mehrfach schwer zu leiden hatte: durch den Krieg, durch Tschernobyl und jetzt durch die politische Willkür des Präsidenten Lukaschenko (der im übrigen vom Volk gewählt worden ist). So daß Swetlana Alexijewitsch die Vorurteile, die sie zu überwinden sucht, nicht vom Hörensagen kennt, sondern aus eigener und manchmal bitterer Erfahrung.

Ihren Beruf hat Swetlana Alexijewitsch sich ebenfalls nicht ausgesucht, der Beruf hat sich sozusagen sie ausgesucht. Noch in der Schule begann sie zu schreiben; sie studierte

Journalismus an der Weißrussischen Staatsuniversität und arbeitete bei Zeitungen und Zeitschriften, von der tiefsten Provinz bis hin zur Republikshauptstadt, doch wäre es voreilig, sie als Journalistin zu bezeichnen. Nicht, weil ihre Bibliographie außer dokumentarischen Büchern auch Theaterstücke und Drehbücher umfaßt, sondern weil eben diese Bücher eine besondere Gattung bilden.

Zum ersten Mal begegnete ich Swetlanas besonderer Gattung nicht im Buch, sondern auf der Leinwand. In unserem Moskauer Filminstitut, zu dessen Direktor gerade der weißrussische Schriftsteller Ales Adamowitsch gewählt worden war - bitte, merken Sie sich diesen Namen-, da wurde der ebenfalls weißrussische Film »*Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*« nach Swetlanas Drehbuch gezeigt. Frauen, ehemalige Frontsoldatinnen, erzählten vom Krieg und zeigten alte Fotos. Ich gehöre zur Kriegsgeneration, aber einen solchen Krieg kannten wir nicht. Eine freundliche Frau erinnert sich, wie in der Truppe ein Mann aus den eigenen Reihen, ein Deserteur, erschossen werden mußte. Der Kompaniechef ließ alle antreten und befahl, Freiwillige sollten vortreten. Niemand rührte sich, das wurde ihr, dem einzigen Mädchen, der Komsomolzin, peinlich, und sie tat den verhängnisvollen Schritt. Gab den verhängnisvollen Schuß ab. Und das erzählt sie ganz schlicht, fast leicht, wie im Lied, so daß sich einem die Haare sträuben. Später erfährt man, daß sie nach dem Krieg ins Irrenhaus kam. Und nur dank ihrem Mann, einem Frontsoldaten, den Wahnsinn überwunden hat...

Selbstverständlich stürzten wir uns alle auf das Buch, nach dem der Film gedreht worden war. Es war dies ein vielstimmiges De profundis, Seelen aus dem Fegefeuer, die aus modernen Wohnblocks und Bauernhöfen her klangen. Daß Swetlana Alexijewitsch es fertigbrachte, unter dem - auch nicht gerade einfachen - Alltag die Erinnerungen dieser Geiseln des Krieges vorzuholen, ist allein ihrem Talent zu verdanken, denn das Gedächtnis verdrängt, exakt nach Freud: Mit solchen Erinnerungen kann man nicht leben. Und das gilt praktisch für alle Bücher Swetlana Alexijewitschs. Ihr ist die Rolle des Beichtigers traumatisierter Menschen zugefallen. Die einen haben vergessen und wollen nicht reden. Die anderen wollen reden und vergessen. Swetlana hat nicht nur die Aufgabe, die Beichte »aus artesischen menschlichen Tiefen« (Majakowski) heraufzuholen, sondern muß auch die Pflicht des Schriftstellers erfüllen, dieses Beichtgeheimnis möglichst vielen Menschen nahezubringen. Was nicht so einfach ist, wie es scheinen mag. Urteilen Sie selbst.

Ihr erstes Buch »*Ich habe das Dorf verlassen*« wurde seinerzeit nicht veröffentlicht, es erschien erst kürzlich. »*Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*« war 1983 vollendet, konnte aber erst mit dem Beginn von Gorbatschows Perestroika 1985 erscheinen. Die Auflagenhöhe beträgt in Rußland mittlerweile zwei Millionen. Damals auch kamen »*Die letzten Zeugen*« heraus, einhundert »unkindliche Geschichten«, die der Landschaft des Vaterländischen Krieges die Sicht der Kinder hinzufügten und zusammen mit dem vorhergehenden Buch das Relief dieser Landschaft verändert haben. Langeweile läßt unsere russische Geschichte ja nicht aufkommen, und so verwandte Swetlana Alexijewitsch die nächsten vier Jahre darauf, die Beichten von Soldaten aus dem Afghanistan-Krieg und von Müttern der Gefallenen zu sammeln - aus einem sinnlosen Kolonialkrieg, der länger gedauert hat als der Vaterländische Krieg, zu keinem Sieg führte und, ebenso wie der Vietnamkrieg, auch gar nicht führen konnte, aber eine ganze

Generation junger Burschen zermalmt hat. Heimlich, damit es niemand erfuhr, wurden ihre Überreste den Eltern in Zinksärgen überführt, und so heißt auch das Buch: »Zinkjungen«. Swetlana war in Afghanistan gewesen wie andere sowjetische Schriftsteller auch, aber ihr antiheroisches Buch berichtete - mit den Stimmen der oftmals verstümmelten und verkrüppelten Soldaten, mit den Stimmen der verwaisten Mütter - die schreckliche Wahrheit, von der bei uns die einen nichts wußten und die anderen nichts wissen wollten. Nur wenige erörterten und verurteilten den Krieg, allerdings daheim in der Küche, diesem klassischen Ort unseres politischen Lebens. Das Buch schlug wie ein Donner ein, explodierte wie eine Bombe und konfrontierte uns alle mit einer fast unerträglichen Zerstörung nicht nur des Menschen, sondern auch des Menschlichen im Menschen, und das ist vielleicht noch schrecklicher als der Tod. Muß man sich wundern, daß jene Menschen, nämlich ein fast blinder Soldat mit Verbrennungen und eine Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, drei Jahre später gegen den Autor des Buches einen Verleumdungsprozeß anzustrengen suchten? Swetlana Alexijewitsch fand in sich die Kraft, sich nicht zu wundern und gegen die Mutter und den Kriegsinvaliden mit elender Rente nicht in gerechtem Zorn zu entflammen, weil der quasiheroische Mythos sowjetischer Machart den beiden in ihrem harten Alltag innerlich erstrebenswerter erschien als jenes Grauen, von dem sie zuvor erzählt hatten.

Zum Glück wurden demokratische Proteststimmen gehört, der Prozeß fand nicht statt, und Swetlana blieb die Bitternis des Bedauerns, daß die Mutter ihren Sohn zum zweiten Mal geopfert hat: das erste Mal dem Krieg, das zweite Mal dem Kriegsmythos. Ich weiß noch, wie während jenes Krieges, der für Russland tatsächlich ein »vaterländischer« Krieg war, dieser Mythos geschaffen wurde. Mein zukünftiger Mann leistete seinen Militärdienst an der bessarabischen Grenze ab, war deshalb vom ersten Kriegstag im Feld, kam auf dem Rückzug bis Stalingrad, erlebte die gesamte Schlacht von Stalingrad und gelangte, nun mit der vorrückenden Armee, wieder fast bis zur russischen Grenze. Alle seine Erzählungen vom Krieg waren jedoch von homerischer Komik. Als Fadejew »Junge Garde« herauskam, eines der ersten heroischen Monumente des Kriegsmythos, sagte ich in meiner Einfalt zu meinem Mann: »Siehst du, er schreibt über Krasnodon, und du hast Krasnodon befreit und schreibst nicht darüber.« Worauf mein Mann antwortete: »Dummes Huhn! Ich schreibe deshalb nicht darüber, weil ich gesehen habe, wie es wirklich war.« So geschehen in der tiefsten Stalinzeit.

Swetlana Alexijewitsch hingegen hatte ein riesiges Publikum vor sich, das seinen Mythos verloren hatte, doch war längst nicht jedermann bereit, die Distanz vom Mythos zu dem »Wie es wirklich war« zurückzulegen. Manchen fiel es leichter, ihr Leben aufzugeben als die Illusion. Davon handelt Swetlanas nächstes Buch: »Im Banne des Todes«. Von den Menschen, die es vorzogen, ihrem Leben aus freien Stücken ein Ende zu setzen.

Es ist kaum vorstellbar, wie ein einziges menschliches Herz soviel fremden Kummer in sich aufnehmen kann, ohne »aus den Fugen« zu geraten, ohne sich selbst zu verlieren. Ein Arzt sagte einmal zu Bernard Shaw, er sei ein »Unikum«, denn er habe hundertprozentig »normale« Augen. Ich denke, daß Swetlana über ein natürliches, »einmalig normales« Seelenleben verfügt, und das hat ihr erlaubt, nicht den Verstand zu verlieren, nicht zu verbittern und nicht zum »Profi« zu werden, der menschliches Unglück ausbeutet, nicht in die Politik abzuwandern und nicht in die Pose eines Richters über das Menschengeschlecht zu verfallen, sondern bei ihrem ewigen Problem, wieviel

Menschliches im Menschen steckt, zu bleiben und ihr nächstes Buch zu schaffen, das vielleicht die meisten Fragen stellt: »*Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft*«. Wieder ein Buch über den Tod, über einen unhörbaren und unsichtbaren Tod, der nicht Angst macht, sich unmerklich anschleicht, ohne Kriegserklärung, aber in der Zukunft, in den kommenden Generationen zuschlägt. Der Mensch lebt noch, aber es gibt ihn nicht mehr. Hiroshima ließ die Menschheit seinerzeit aufschrecken. Aber das war am Ende eines großen Krieges. Hier jedoch gibt es nicht einmal mehr ein aufmunterndes »Und sterben wie ein Mann« - jeder stirbt für sich allein.

Jeder stirbt für sich allein, erzählt wird diese Apokalypse aber von einem Chor, einem Chor von Stimmen. Jeder erzählt auf seine Weise, »wie es wirklich war«.

So sind alle Bücher von Swetlana Alexijewitsch aufgebaut. Sie mischt sich kaum in das Erzählen ein. Sie übermittelt Stimmen.

In einer Zeit großer Not hörte einst eine Bäuerin aus der französischen Provinz, Jeanne d'Arc, himmlische Stimmen und begab sich zum König. Swetlana aus der weißrussischen Provinz hört in einer Zeit großer Not menschliche Stimmen, sie ist eine Jeanne d'Arc der irdischen Stimmen und übermittelt diese den Menschen.

Hier nun erinnern Sie sich bitte an den Namen, den ich vorhin genannt habe - Ales Adamowitsch. Ales Adamowitsch, der mit vierzehn Partisan wurde, nachdem er den Untergang seines Dorfes im Feuer miterlebt hatte: Er wußte, daß es Dinge gibt, über die man nicht in belletristischer Form erzählen darf, sonst werden sie verfälscht. Sie können nicht von *einem* Zeugen übermittelt werden, sei er noch so gewissenhaft, denn jeder sieht und erlebt etwas Eigenes. Deshalb suchte Adamowitsch nach einer Form chorischer Zeugenschaft. »Ich bin aus dem Feuertorf« und »Das Blockadebuch« sind Versuche in dieser Gattung. Ales Adamowitsch, den Swetlana Alexijewitsch als ihren Lehrer ansieht, gab ihr den Hinweis auf diese quasijournalistische Gattung. Er traf doppelt ins Schwarze: Die Gattung fand ihren Schriftsteller, der Schriftsteller seine Gattung. Ich sage nicht von ungefähr »Schriftsteller«, denn Swetlanas Bücher sind auf gar keinen Fall Journalismus. Sie sind - Literatur. Wobei der Autor natürlich die Texte seiner Gestalten nicht umschreibt, nicht korrigiert und nichts hinzu fügt - das wäre Verrat an der Gattung. Der Autor sichtet nur, filtert, faßt das Wesentliche zusammen, montiert. Jede Stimme klingt in ihrer eigenen Tonart, behält ihre Lexik und Intonation, aber insgesamt gleichen die Bücher ebenso ihrem Autor, wie dieser ihnen gleicht. Man kommt dem Geheimnis auf die Spur, wenn man die Interviews liest, die mit Swetlana selbst geführt wurden und die für sich ein hochinteressantes Buch ergäben. Durch ihre Aufrichtigkeit und die Intensität ihrer Suche, was Wahrheit ist und wieviel Menschliches im Menschen steckt, inspiriert sie ihre Gesprächspartner zur Koautorenschaft, und so sind sie in der Lage, in sich einen Spaltbreit dessen sichtbar werden zu lassen, wovon die Literatur, nach Swetlanas Worten, nichts ahnt. In diesem Sinn wird die dokumentarische Gattung in unserer Zeit zu einer Art Hyperliteratur (denken wir an Peter Weiss oder Truman Capote).

Als Dostojewskis Iwan Karamasow den verhängnisvollen Satz aussprach, dem »Gottmenschen« sei »alles erlaubt«, konnte sich natürlich weder die Romangestalt noch ihr Verfasser vorstellen, welche Dimensionen dieses »Alles ist erlaubt« im 20. Jahrhundert annehmen würde. Als im Zweiten Weltkrieg die Realität des Holocaust sich auftrat und Hiroshima sich ereignete, trat zutage, daß Vorstellungskraft und Bewußtsein des Menschen solche Dimensionen nicht erfassen können. Und obwohl Mahnmale

errichtet werden, ist es für manch einen leichter, zu sagen, den Holocaust habe es nicht gegeben, und das Wort Hiroshima allmählich aus dem Gedächtnis zu löschen.

Neulich wurde auf der Berlinale eine Retrospektive der Brüder Siodmak gezeigt. Der Drehbuchautor Curt Siodmak ist der Vater praktisch aller Hollywood-Ungeheuer - des Monsters Frankenstein, des Vampirs Dracula und des Wolfsmenschen. Wenn wir uns erinnern, daß er aus Nazideutschland geflüchtet ist, wird der Mechanismus von Verdrängung und Ersatz offenkundig. Ich bin der Ansicht, daß der heutige Massentrend zu den Horrorfilmen denselben Ursprung hat: Ängste lassen sich besser mit Hilfe von Kinogeburten ausleben, als wenn man mit sich selbst allein ist. Sehen wir einmal ab vom sogenannten »Mann von der Straße« und wenden wir uns jenen Sphären der Erkenntnis zu, die als »humanities« bezeichnet werden, so stellen wir fest, daß es unter einer hochintellektuellen Professorenschaft auch den Trend gibt, sich mit Marquis de Sade und den Qualen des menschlichen Körpers zu befassen. Vielleicht lebt sie, ohne es selbst zu ahnen, in ihrer esoterischen Sprache auf dem akademischen Olymp dieselben Ängste aus. Die »humanities« werden immer weniger »human«.

Swetlana Alexijewitsch hingegen gehört, wie ich schon sagte, zu jenem in unserer Zeit fast verschwundenen Volksstamm der Aufklärer oder Humanisten, die nicht davor zurückschrecken, das Leben unmittelbar zu betrachten und jene fast kindlichen Fragen zu stellen, die zu stellen sich andere längst nicht mehr herausnehmen. Obwohl Kind der kollektivistischen Utopie und eines patriarchalen Kollektivismus, obwohl Autor chorischer Bücher, richtet sie ihre »message« immer direkter an die menschliche Persönlichkeit, an die einzelne menschliche Existenz.

Zu Zeiten, da die Ironie derer, die schreiben, total ist, zieht Swetlana Alexijewitsch gegen eine »See von Plagen« (Hamlet) ins Feld und könnte mit den Worten des alten Marsches sagen: »Kühn ziehn wir in die Schlacht«, doch nicht um eines heroischen Todes, sondern einfach um des Lebens willen. Vor allem aber: sie hat gelernt, das *im Singular* zu sagen, und das ist noch viel schwieriger.

Deshalb möchte ich herzlich dafür danken, daß der ehrenvolle Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung Swetlana Alexijewitsch zugesprochen wurde - der Schriftstellerin, dem Menschen, der Frau.